

Aus chinesischer Weisheit

Autor(en): **Bertholet, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUS CHINESISCHER WEISHEIT

Es ist erstaunlich, wie wenig der sogenannte Gebildete unter uns bisher vom reichbesetzten Tisch chinesischer Kultur gekostet hat. Was weiß man von literarischen Erzeugnissen chinesischen Geistes? Die Antwort muss beschämend lauten. Kaum ein höheres Lesebuch zwar, das nicht Schillers Sprüche des Confuzius enthielte. Man liest sie und lässt Confuzius den größten der Chinesen sein, vor dessen Moral man — respektvoll vielleicht — aus der Ferne den Hut lüftet. Und dabei ist seiner Größe kein anderer Geist, den China fast gleichzeitig mit ihm hervorgebracht hat, noch überlegen. Es gibt eine prächtige Anekdote — ihre Glaubwürdigkeit ist hier nicht genauer zu untersuchen — die uns erzählt: Eines Tages begibt sich Confuzius zu dem um etwa fünfzig Jahre älteren Lao-tsze, um ihn über Sitten und Gebräuche der Alten zu fragen. Lao-tsze antwortet ihm: „Die Menschen, von denen du sprichst, Herr, sind bereits samt ihren Gebeinen vermodert. Wenn der Edle seine Zeit findet, kommt er vorwärts; findet er seine Zeit nicht, so geht er und lässt das Unkraut sich häufen. Ich habe gehört, ein kluger Kaufmann verberge seine Vorräte in der Tiefe, so dass es leer aussieht, und der Edle, obwohl von vollendeter Tugend, erscheine in seinem äußern Wesen einfältig. Lass ab, Herr, von deinem hochfahrenden Wesen und von deinen vielerlei Wünschen, von deinem äußern Getue und deinen ausschweifenden Plänen; dies alles ist von keinem Nutzen für dich. Das ist alles, was ich dir zu sagen habe.“ Der also Abgefertigte aber kehrt zu seinen Jüngern zurück und spricht: „Von den Vögeln weiß ich, dass sie fliegen können; von den Fischen weiß ich, dass sie schwimmen können; von den Vierfüßlern weiß ich, dass sie laufen können. Die Laufenden können umgarnt werden, die Schwimmenden können geangelt werden, die Fliegenden können geschossen werden; was jedoch den Drachen anbetrifft, so vermag ich es nicht zu begreifen, wie er, auf Wind und Wolken dahinfahrend, aufsteigt gen Himmel. Ich habe heute den Lao-tsze gesehen; gleicht er nicht dem Drachen?“

Auf diesen kühnen Geist, der selbst einem Confuzius ein solches Urteil abgenötigt haben soll, wird ein Buch zurückgeführt, eines der dunkelsten und schwierigsten, das die Weltliteratur kennt.

Aber wo es gelingt, den Schleier zu lüften, da blickt man in wunderbare Tiefen und wird weiterdringen wollen, um ihm auf den Grund zu schauen. Es ist nicht ein Buch für die Vielen. Sein Schöpfer selber war ein Einsamer und fühlte sich als solchen. Ein wundervolles Bekenntnis dieses Gefühls seines Alleinseins, das er mit den Größten im Reich des Geistes teilt, hat er selber in einem seiner Kapitel niedergelegt: „Die Menschheit lebt dahin in hellem Vergnügen, wie bei einem Opferfestschmaus, wie wenn man im Lenz eine Anhöhe ersteigt. Ich allein bleibe teilnahmslos; keine Spur solchen Lebens! — Wie beim neugeborenen Kinde, das noch nicht lächelt! Immer auf der Fahrt, wie ein Heimatloser! Die Menschen haben alle Überfluss; ich allein bin wie der Bettler auf der Straße! Ein „Schwachsinniger“ bin ich, ach, ein „Wirrkopf“! Die gewöhnlichen Menschen sind gar hell; ich allein erscheine umnachtet. Die gewöhnlichen Menschen sind aufgeräumt; ich allein bin sorgenvoll. O, wie zerschlagen, wie ein Wrack im Meere! Umhergetrieben wie ein Ding, das nirgends hingehört! Die Menschen alle sind zu etwas nützlich; ich allein bin unbeholfen wie ein Bauer. Ich allein bin anders als die Menschen. Bin ich doch ein Verehrer der allnährenden Mutter.“ Und wiederum an einer andern Stelle: „Derer, die mich verstehen, sind's wenige: Das gereicht mir, meine ich, zur Ehre. Weil es überhaupt so zugeht, hüllt sich der vollendete Weise in grobes Gewand und birgt seinen Schatz im Innern.“ Eine Natur, die bei sich selber zu Hause ist, redet Lao-tsze zu Menschen, die im eigenen Innern ein stilles Heiligtum errichten wollen. Nur bedarf es der fachgelehrten Dolmetscher, uns seine Sprache zu künden, und es ist ein Zeichen der Zeit, dass sie sich in allerjüngster Zeit mit allem Nachdruck zum Worte melden. So ist gerade in einer Zeitschrift, die zwischen Wissen und Leben vermitteln will, der Ort, darüber etwas ausführlicher zu sprechen.

Tao-te-king ist der Name von Lao-tszes Buch. Es ist schon länger her, dass der Reiz seiner Dunkelheit stets wieder zu erneuten Übersetzungen und Erläuterungen lockte. Nur dass mit ihrer zunehmenden Zahl ihr Wert keineswegs immer Schritt hielt. Speziell uns deutschen Lesern war seit der genialen Übersetzung von Viktor von Strauß (1870) keine neue geboten worden, die zugleich eine wirkliche Vertiefung des Verständnisses dieses dunklen

Buches bedeutet hätte. Und doch, haften auch der Straußschen schwere Mängel an, die sie nicht auf die Höhe der gleichfalls von ihm gefertigten Übersetzung des Schi-king, des kanonischen Liederbuches der Chinesen, stellen. Erst vierzig Jahre nach Strauß's Tao-te-king ist uns eine neue kommentierte Übersetzung, wie wir ihrer bedurften, beschert worden. Es ist Julius von Grills „Lao-tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut“ (Tübingen, J. C. B. Mohr 1910). — Eine Übertragung aus dem Chinesischen ist immer zugleich ein gutes Stück Umprägung und Neuschöpfung. „Es liegt,“ so sagt der Übersetzer auch hier, „im Wesen der chinesischen Sprache, dass das bei der Übersetzung von Schriftwerken der flektierenden Sprachen erreichbare Maß von Buchstäblichkeit ausgeschlossen ist. Der Periodenbau ist ein verschiedener, und die chinesische Kürze lässt am allerwenigsten bei einem Lao-tse sich nachahmen. Der Philosoph ringt vielfach mit den armseligen, rudimentären Mitteln eines Wortschatzes, dem wir unsererseits eine wissenschaftliche Terminologie von schärferer, bestimmterer Ausprägung gegenüberstellen können und — müssen. Eine pedantische Anpassung an alle einzelnen Ausdrücke des Originals würde unvermeidlich die Übersetzung ebenso stilwidrig und ungenießbar wie unverständlich machen. So ist also ein gewisser Grad von Bewegungsfreiheit unbedingt zu fordern.“ Sie wird dem Übersetzer um so lieber zugestanden werden, je mehr sich bei ihm etwas vom Hauch kongenialer Nachempfindung seines Originals verspüren lässt. Ich gestehe, dass mir als Nicht-Sinologen kein zweites Werk den Tao-te-king so nahe zu bringen vermocht hat, wie dieses Grillsche, auch nicht die inzwischen im Diederichschen Verlag erschienene Übersetzung von Richard Wilhelm, die ich im übrigen gerne miterwähne.

Mit „höchstem Wesen“ und „höchstem Gut“ übersetzt Grill die beiden chinesischen Begriffe „tao“ und „te“, die im Titel von Lao-tszes Buch¹⁾ enthalten sind. Als „Sinn“ und „Leben“ gibt

¹⁾ Nur nebenbei sei hier erwähnt, was Grill überzeugend nachweist, dass das Buch, so wie es auf uns gekommen ist, nicht aus den Händen Lao-tszes hervorgegangen sein kann, dass es vielmehr das Ergebnis einer von Spätern veranstalteten und erweiterten Sammlung von Sprüchen und Bekenntnissen des Weisen sein muss. Grill vergleicht die Entstehung der Pensées Pascals. Die Zitate aus dem Tao-te-King sind im Obigen nach Grills Übersetzung mitgeteilt.

sie Wilhelm wieder. Diese Übersetzungsunterschiede mögen sofort daran erinnern, dass wir es mit den Ausdrücken einer uns völlig fremden Begriffswelt zu tun haben, welche sich nun einmal nicht mit entsprechenden der unserigen decken wollen. Schon hier also ist Übersetzung bis auf einen gewissen Grad Umprägung und Neuschöpfung, und das erst recht bei „Tao“; gilt es doch mit diesem Ausdruck, der ursprünglich „Weg“ und „Pfad“ bedeutet, das Unaussprechliche und Unnennbare in Worte zu fassen. „Man blickt nach ihm und bekommt es nicht zu sehen; man nennt es das Ununterscheidbare. Man lauscht darauf und bekommt es nicht zu hören: man nennt es das Unvernehmliche. Man greift darnach und bekommt es nicht in die Hände: man nennt es das Unstoffliche.“ Und doch leiht dieses Unstoffliche dem Stofflichen erst Wesen und Wert: „Dreißig Speichen kommen in einer Nabe zusammen; aber nur dadurch, dass diese ein leeres Inneres hat, wird es möglich, den Wagen zu gebrauchen. Man mischt Erde mit Wasser zu Ton und macht Gefäße daraus; aber nur der leere Raum der Gefäße macht sie brauchbar. Man bricht Türen und Fenster in die Wand, um ein Haus herzustellen; aber nur weil sie etwas Leeres sind, ist das Haus zu brauchen. So dient also das Stoffliche dazu, etwas Nutzbares zu schaffen, das Unstoffliche, den wirklichen Gebrauch zu ermöglichen.“ Die hier gewählten Bilder sollen freilich nicht dahin missverstanden werden, als hätte Lao-tse den Unterschied von Stofflichem und Unstofflichem zu einem konsequenten Dualismus ausgedacht, im Gegenteil: hinter *allem* steht für ihn, als kosmisches und ethisches Prinzip zugleich, Tao, der absolute Urgrund und die Existenzmöglichkeit alles Seins, etwas wie der „Urvater aller Dinge“, die „Mutter der Welt“, jene allnährende, als deren Verehrer er sich im obenerwähnten Selbstbekenntnis ausgab. „Es gibt ein Wesen,“ so beschreibt er es unter anderm, „unbegreiflich und vollkommen, das vor Entstehung von Himmel und Erde da war, — so still und körperlos, einsam und wandellos, überall hindringend und doch nicht in Gefahr zu zergehen... Ich kenne seinen Namen nicht, rede, um es zu bezeichnen, vom Tao, heiße es unzulänglich das Große. Groß in diesem Sinn heißt so viel als ins Unendliche fortgehend; unendlich fortgehend heißt so viel als in die fernste Ferne reichend; fernst reichend heißt auch wieder fernst zurückreichend“ usw.

„Der Mensch ist abhängig von der Erde, die Erde ist abhängig vom Himmel, der Himmel ist abhängig vom Tao, das Tao hat sein Gesetz im eigensten Wesen.“ Dieses immanente Tao-gesetz sich auswirken lassen, das ist im Grunde aller Weisheit Kern. „Das Tao macht sich ewig kein Geschäft und schafft doch unaufhörlich. Wenn Könige und Fürsten“ — an sie richtet zu einem guten Teil Lao-tsze seine Ermahnungen — „seine Hüter zu sein vermöchten, so würde die Welt aus innerem Antriebe anders werden.“ Menschlicherseits braucht es also nichts weiteres als sich der Wirkung Taos hinzugeben und Taos Kräfte in sich aufzunehmen, um ihm das eigene Wesen möglichst anzugleichen. „Nur immer wieder den Vorrat beschaffen, — das heißt die vornehmlichste Sorge.“ Und eines solchen Kräftevorrates bedarf der Mensch, um „zur ursprünglichen Herzenseinfalt und inneren Harmonie, aus der die menschliche Gesellschaft durch das Überhandnehmen der sinnlichen Triebe und die Macht des schlechten Beispiels hinausgedrängt wurde, zurückzukehren“ (Grill, Seite 188).

Empfänglichkeit für Tao — das also ist, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, der Hauptinhalt von Lao-tszes ethischer Forderung. Von hier aus erklärt sich die auf den ersten Blick seltsam anmutende Lehre vom „Nichtmachen“ (wu-wei), die im Mittelpunkt seiner Ethik steht: „Wer die Dinge ‚macht‘, hat Schaden davon“. Verpönt wird damit alles streberische Hasten und begehrlische Drängen; nicht eigenes Schaffen, das von sich ein Wesen macht, tut's: der Mensch wirkt nur vermöge dessen, was er ist, genauer: was er durch Tao geworden ist. Unwillkürlich wird man an den bekannten Schillerschen Gedanken erinnert: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.“ Sein, nicht Tun! Daher auch die unendlich wohllautenden gedämpften Akzente, die bei Lao-tsze auf die Einschätzung menschlicher Errungenschaften fallen. Man sieht ihn hier seine ganze Seele in sein Buch legen. „Sein Streben war, sich selbst zu verbergen und ohne Namen zu bleiben,“ sagt ihm der chinesische Geschichtschreiber Si-Ma-Tsien (163—85 v. Chr.) nach. Diesen eigensten Zug seines Herzens liest er in Tao hinein oder aus Tao selber heraus. „Ist das Werk vollbracht, so macht sich Tao kein Verdienst daraus. Es liebt und versorgt alle Kreatur und lässt sie nicht seine Herrschaft fühlen. Ewig an-

spruchslos wie es ist, kann es das Kleinste unter dem Kleinen genannt werden . . . Weil demgemäß der vollendete Weise nie und nimmer den Großen spielen will, eben deshalb ist er imstande, seine wahre Größe zu erreichen . . . Schaffen und nichts für sich beanspruchen, wirken und sich nichts darauf zu Gute tun, überlegen sein und doch keine Herrschaft fühlen lassen, das heißt Tugend im tiefem Sinn.“ So gilt es zu „wirken, als wirkte man nicht, zu schaffen, als schaffte man nicht“. — „Leuchten, nicht Blenden“! Lao-tsze hat einen tiefen Abscheu vor allem prunkenden Schein und Scheinenwollen. Es ist eine außerordentlich feine Beobachtung, die er macht, so paradox sie klingen mag, dass die Äußerlichkeiten des Anstandes — und dabei denken wir namentlich an die mancherlei Vorschriften der Etikette, die gerade dem Chinesen so unendlich viel bedeuten, — ein Zeichen beginnender Dekadenz seien. „Der Anstand erweckt nur den Schein von Redlichkeit und Treue; es ist aber der Anfang des Zerfalls,“ sagt Lao-tsze. Sein Gedanke erinnert mich an ein Wort, das im Julius Cäsar Shakespeare dem Brutus in den Mund legt:

Merke stets,
Lucilius, wenn Lieb' erkrankt und schwindet,
Nimmt sie gezwungene Höflichkeiten an.
Einfält'ge schlichte Treu weiß nichts von Künsten.

Ähnlich meint Lao-tsze: Es liegt in den Formen sozialer Etikette zu viel ein „Zeigen“ dessen, was ganz von selbst vorhanden sein müsste, wo dazu die innern Voraussetzungen, Redlichkeit und Treue (für Lao-tsze wieder unmittelbare Taowirkungen), selber noch vorhanden sind. In der selben Richtung liegt sein Spruch: „Wer Kenner des Tao ist, macht nicht Worte; wer Worte macht, ist nicht Kenner.“

Lao-tsze hat einen unbezwinglichen Glauben in die stille Macht der unmerklichen Einflüsse des Bescheidenen und Nachgiebigen, des Selbstlosen und Hingebenden, des Weichen und echt Weiblichen. Gedanken dieser Art knüpft er gerne an das Bild des Wassers, das das Weichste und Nachgiebigste in der Welt sei und doch durch nichts von dem, was Hartes und Starkes angreife, übertroffen werden könne. „Das Weiche gewinnt es über das Harte, das Schwache überwindet das Starke . . . Das Weib wird stets dadurch, dass es sich ruhig fügt, Meister über den Mann . . .

Das Wesen des Zarten sich bewahren, heißt ein Held sein . . . Wer sich zu bescheiden weiß, ist reich.“ Lao-tszes Ideal liegt von dem eines Nietzsche weit ab: „Derjenige, dem es nicht darum zu tun ist, sich auszuleben, der ist weiser als der, welchem das Leben das höchste Gut ist.“ So weist auch Lao-tszes Umwertung der landläufigen Werte, nach welcher etwas „weniger werden und doch zunehmen“ kann und umgekehrt etwas „zunehmen und weniger werden“ kann, in eine Nietzschescher Moral entgegengesetzte Richtung. Aber doch sind auch für Lao-tsze die, welche sich ihrer Taokindschaft bewusst werden, in ihrer Art die Starken, denen nichts etwas anhaben kann. „Wer das Leben taogemäß zu erfassen weiß, durchreist die Lande, ohne vor dem Nashorn oder dem Tiger zu fliehen, begibt sich unter feindliche Heerscharen hinein, ohne Panzer und Waffen anzulegen. Das Nashorn trifft keine Stelle, wo es sein Horn hineinstoßen, der Tiger keine Stelle, wo er seine Krallen hineinschlagen kann. Die Waffe kann nirgends ihre Spitze eindringen lassen.“ Diese von innerer Harmonie getragene Seelenruhe hat etwas von naiver Kindeseinfalt an sich. Lao-tsze selber vergleicht den, welcher der Tugend Vollkraft in sich hat, dem neugeborenen Kinde, für das keine giftigen Insekten vorhanden sind, die es stechen, keine reißenden Tiere, die es packen, keine Raubvögel, die darauf stoßen.

In solcher Reinheit und Seelenruhe findet Lao-tszes Idealismus das, was die Welt zurechtzubringen vermöge. Es ist nicht verwunderlich, dass er von solcher Höhe des Standpunktes aus über alle Schulweisheit wie Polizeimoral das Vernichtungsurteil sprechen kann. „Entschlägt man sich der Schulweisheit, so wird man frei von Qual.“ Und wieder: „Je mehr untersagt und verboten ist im Reich, desto mehr verarmt das Volk.“ Aber doch läuft Lao-tszes Ideal keineswegs etwa auf ein bloßes *laissez aller* hinaus, und darin liegt vielleicht sein größter Ruhm: „Der vollendete Weise speichert nicht einfach in sich auf: Je mehr er zum Besten anderer verwendet, desto mehr hat er seinem Besitz Zuschuss verschafft; je mehr er verausgabt hat an andere, desto mehr hat er seinem Reichtum zugelegt.“ Wie sich aber dieser Verkehr mit andern zu gestalten hat? Noch einmal muss dafür Tao oder was Taos Reflex ist, der Himmel, die Norm abgeben: „Die Art des Himmels ist es, zu fördern und nicht zu

schädigen.“ Von hier aus begreifen sich endlich jene bekanntesten Worte Lao-tszes, die sich mit dem Standpunkt des Evangeliums am nächsten berühren: „Wer gut gegen mich ist, den behandle ich meinerseits gut; wer nicht gut ist, den behandle ich gleichfalls gut. Tugend ist doch wohl Güte! Gegen den Aufrichtigen bin ich aufrichtig; gegen den Nicht-Aufrichtigen bin ich gleichfalls aufrichtig. Tugend ist doch wohl Aufrichtigkeit!“ Also gilt es „Feindseligkeit mit Wohlwollen zu vergelten.“

Je mehr man sich in Lao-tszes Gedanken hineinliest, um so mehr tritt der beschränkt chinesische Charakter ihrer Fassung in den Hintergrund, und man fühlt ihnen wie etwas von absoluten Werten ab: darin beruht das eigentlich Klassische dieses einsamen Denkers. „Confuzius' Reform galt dem Chinesen als Chinesen, Lao-tszes Reform dem Chinesen als Menschen,“ so hat in einer Schrift über Lao-tsze und seine Lehre Dvořák mit sehr viel Recht gesagt. Dass man sich mit Lao-tsze neuerdings mehr als je abzugeben anfängt, nannte ich ein Zeichen der Zeit, und ich will gleich hinzufügen, dass ich darin ein gutes Zeichen sehe. Einseitiger Ausdruckskultur müde, verlangen wir wieder nach mehr Innenkultur, und wir suchen dazu die Bausteine, wo immer sie sich finden, sei es auch unter fernen Zonen, wenn sich nur mit ihnen bauen lässt!

BASEL

ALFRED BERTHOLET



MEINE BEKANNTSCHAFT MIT J. V. WIDMANN

Wir waren von der Luzerner Allmend am Fuße des Pilatus wieder in die Kaserne einmarschiert und fassten nun in der heißen Mittagsonne die Post.

„Füsilier Lang!“

Ich nahm eine stattliche Drucksache in Empfang und neugierte nicht wenig nach ihrem Inhalt. Im Zimmer 5 vor meinem Bette brach ich das Kreuzband auf: „Bund“! Dreimal dieselbe Nummer und dazu die vom Samstagmorgen mit dem Sonntagsblatt — mir wurde hintereinander kalt und heiß. Was da wohl entschieden wurde? — Einige Monate vor Beginn der militärischen Übung hatte ich nämlich meine lyrischen Erstlinge er-